



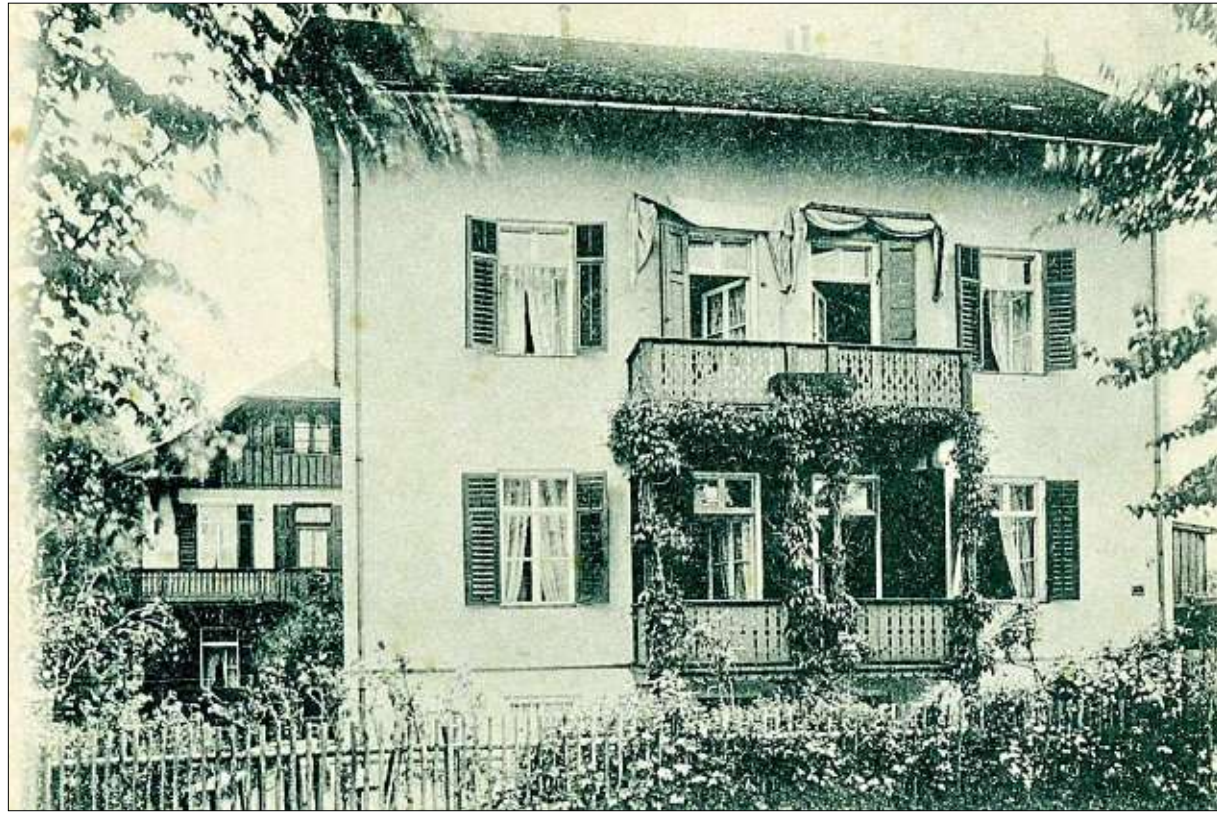
Zum Heil der jungen Patienten

Schnell machte sich der Mediziner Dr. Adolf Schmid einen Namen in dem noch **eher bescheidenen Heilbad Reichenhall**. In seiner neuen Kinderheilstätte bekämpfte er die **gefürchtete Skrofulose**.

Von Dr. Helga Proisinger

Der in Reichenhall praktizierende Arzt Dr. Adolf Schmid eröffnete im Jahr 1887 eine Heilanstalt für skrofulöse Kinder. Seine therapeutischen Erfolge erzielte er mit der Anwendung von Salzbadern, Bewegung an der frischen Gebirgsluft und gesunder Ernährung.

Er wurde mit dem Titel eines „königl. Hofrats“ versehen und 1899 zum Ehrenbürger der Stadt Reichenhall ernannt; die auf den Hessing führende einstige Gmainer Straße trägt inzwischen seinen Namen und auch ein Relief im Trinkpavillon der Wandelhalle erinnert an ihn: Dr. Adolf Schmid, der von 1873 bis zu seinem Tod im Jahr 1908 als Kurarzt in Reichenhall praktizierte. Eine Reihe von Initiativen zur Weiterentwicklung des Kurbetriebs ging auf ihn zurück. Vor allem aber – sicher sein größtes Verdienst – ließ er in der Stadt eine Heilanstalt für Kinder errichten, die an der damals gerade unter der ärmeren Bevölkerung weit verbreiteten Skrofulose litten.



Die Villa Brunnschmidt, Kurfürstenstraße 22: die erste Kinderheilanstalt, in der Schmid skrofulöse Kinder behandelt hat. – Fotos: Stadtarchiv Bad Reichenhall (3)



Bettensaal in der Kinderheilanstalt, circa 1910.

Handauflegen des Königs als letzte rettende Lösung

Schon im Mittelalter war die Skrofulose gefürchtet. Chronische Entzündungen der Lymphdrüsen, der Haut und der Schleimhäute gehörten zur Symptomatik der vorwiegend unter Kindern grassierenden Krankheit, die man – laut heutiger Medizin – eher als eine durch eine Bakterieninfektion verursachte Hauttuberkulose bezeichnen kann. Meist schleppte sich die Krankheit über Jahre dahin; ihr seinerzeit beizukommen, schien fast aussichtslos zu sein. Im Handauflegen durch den König sah man oft eine letzte rettende Lösung, wenn jegliches therapeutische Mittel versagte. Überzeugt vom monarchischen Gottesgnadentum versprach man sich gerade in England und Frankreich heilende Kräfte von diesem Ritual und so pilgerten die von der Krankheit Befallenen oft von weiter, um der sakralen Therapie teilhaftig zu werden.

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts infolge der zunehmenden Industrialisierung das Elend in den damals expandierenden Großstädten wuchs und in Mietskasernen eingepferchte Arbeiterfamilien auf engem Raum zusammen lebten, häuften sich erneut die Fälle von Skrofulose; denn für die Ausbreitung lebensbedrohlicher Krankheiten boten die erbärmlichen hygienischen Verhältnisse geradezu einen idealen Nährboden. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg sollte es dank der Erfindung des Penicillins gelingen, die Skrofulose erfolgreich zu bekämpfen.

Dem Rat seines einstigen akademischen Lehrers, des bekannten Münchner Mediziners und Direktors des Krankenhauses links der Isar Hugo von Ziemssen, war Adolf Schmid gefolgt, als er sich im Jahr 1873 in der Stadt Reichenhall als Kurarzt während der Sommermonate niederließ. Schon nach kurzer Zeit machte sich der

1846 in Erlangen als Sohn eines Professors für Kirchengeschichte geborene Schmid in dem seinerzeit noch eher bescheidenen Heilbad wegen seines beruflichen Könnens, aber auch wegen seiner von Patienten und ärztlichen Kollegen als auffallend liebenswert geschilderten Persönlichkeit einen Namen. Zudem eilte dem beliebten Arzt der Ruf voraus, sich der sozial schwach Gestellten unter seinen Patienten in besonderer Weise anzunehmen. Tatsächlich reifte in Dr. Schmid nach seinen eigenen Worten schon bald der Gedanke, „die Heilpotenzen des hiesigen Kurorts auch den Armen zugutekommen zu lassen“.

Am Vorbild Englands orientieren

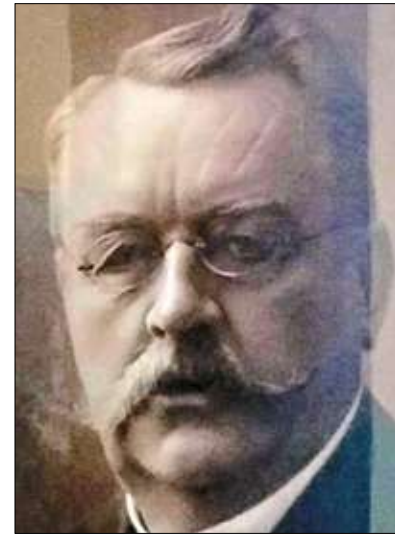
Der Aufenthalt an frischer Gebirgs- oder Seeluft und das Baden in Salzwasser – auf diese natürlichen Heilmittel im Kampf gegen die Skrofulose hatte die medizinische Wissenschaft bereits seit langem hingewiesen. Eine gewisse Vorreiterrolle nahm diesbezüglich England ein. Schon seit Ende des 18. Jahrhunderts existierte dort eine ganze Reihe von Seebädern, wo man in eigens errichteten Seehospizen skrofulöse Kinder therapierte, eine Entwicklung, die in Deutschland vergleichsweise noch sehr zögerlich voranging.

Mit diesem bedauerlichen Manko befasste sich unter anderem der Münchner Medizinalrat Joseph von Kerschensteiner. In seinem vielbeachteten Vortrag „Kinderheilstätten in deutschen See- und Soolbädern“, den er am 16. März 1887 im ärztlichen Verein in München hielt, verwies er erneut auf die mit der Skrofulose verbundenen Risiken, insbesondere auf eventuell auftretende Langzeitfolgen. Denn angesichts der Tatsache, dass sich „Blinde und Taube zu grossen Procenttheilen aus den scrophulösen Kindern rekrutieren“, sei es dringend

nötig, sich am Vorbild Englands zu orientieren, „wo das Verständnis für hygienische und humanitäre Bestrebungen ein viel älteres und regeres ist als irgendwo anders“. Längst habe man dort erkannt – so die Ausführungen Kerschensteiners – dass „Aufenthalte im Freien, Baden im Salzwasser und damit verbundene Reinlichkeit der Haut mehr fördern als Arzneien“. Dank zahlreicher Kinderheilstätten in den Seebädern Englands seien bereits beachtliche Erfolge im Kampf gegen die immer wieder grassierende Krankheit erzielt.

Trotz günstiger geografischer Voraussetzungen, etwa seiner Küsten an Nord- und Ostsee, seien in Deutschland erst in allerjüngster Zeit nach dem Vorbild Englands, meist vonseiten evangelischer Geistlicher, jedenfalls „ausnahmslos durch private Wohlthätigkeit“, solche Kinderheilanstalten gegründet worden. So gebe es etwa im bayerischen „Soolbad Kissingen“ eine für ihn vorbildliche Heilstätte, die durchaus als Modell für andere Badeorte Bayerns in Betracht käme. Dass sich eine ähnliche Entwicklung auch schon bald im Kurort Reichenhall anbahnen könne, deutete Kerschensteiner am Ende seines Vortrags an: „Es ist erfreulich, daß in Reichenhall durch die Initiative des Herrn Dr. Adolf Schmid bereits demnächst eine Station zur Benutzung der dortigen Curmittel für arme scrophulöse Kinder unter Mitwirkung des Münchner Feriencolonie-Vereins wird eröffnet werden können.“

Sogenannte Feriencolonien für Kinder aus ärmeren Bevölkerungsschichten, eine Art privater Wohlfahrtspflege im Kaiserreich, gab es seit Ende des 19. Jahrhunderts. Eigene Vereine setzten sich dafür ein, in ihrer körperlichen Entwicklung zurückgebliebene oder an einer hartnäckigen Form von Skrofulose leidende Kinder aus der Enge der Großstädte in solche Feriencolonien zu schi-



Dr. Adolf Schmid (1846-1908).

cken. Fast durchwegs befanden sich diese in landschaftlich schönen Gegenden, oft nahe der Nord- und Ostsee oder in den Alpen.

In zunächst zwei Zimmern der einstigen Villa Brunnschmidt (heute Luitpoldstraße 22) eröffnete Schmid im Jahr 1887 die nach ihm benannte „Dr. Adolf Schmidische Kinderheilstätte“. Lediglich vier skrofulöse Kinder fanden anfangs dort Aufnahme; doch sollte sich ihre Zahl in den darauffolgenden Jahren rasch steigern. Salzwasserbäder, ausreichend Bewegung an der für die Großstadtkinder ungewohnt frischen Gebirgsluft und gesunde Ernährung – aus diesem schlichten Dreiklang bestand die ihnen dort zugeordnete Therapie. Deren Erfolg sollte sich – laut ärztlichem Bericht des Dr. Schmid – schon bald deutlich sichtbar einstellen.

Kinder in Heilanstalt machen schnell Fortschritt

Die der Heilanstalt anvertrauten Kinder nahmen nicht nur in kurzer Zeit an Gewicht zu, bemerkbar war der gesundheitliche Fortschritt auch – wie einer Laudatio auf den verdienstvollen Arzt zu entnehmen – „am fröhlichen Lachen jener Kinder, die in jedem Sommer aus den Großstädten in seiner Heilstätte sammelte, die blaß und welk kamen und rot und frisch gingen“.

Da der Münchner Feriencolonie-Verein die Kosten für die Reichenhaller Kinderheilstätte nur zum Teil übernahm, war Schmid, um das von ihm gegründete Heim erhalten zu können, auf private finanzielle Unterstützung angewiesen. Tatsächlich flossen von den verschiedensten Seiten immer wieder großzügige Spenden: von zahlungskräftigen Kurgästen, von in Reichenhall lebenden Wohltätern wie dem Rechtsanwalt Alfred Nathan oder der Barinin Antonie von Lotzbeck. Und da der gute Ruf der Kinderheilstätte weit über die Grenzen der Kurs-



Schmid's Relief im Trinkpavillon der Wandelhalle. – Foto: privat

tadt hinausdrang, traf sogar von einem Mitglied des Hauses Wittelsbach, dem bekannten Münchner Augenarzt Herzog Carl Theodor in Bayern, eine stattliche finanzielle Unterstützung für die Schmidische Kinderheilanstalt ein. Auch der Erlös von Bällen und Reunions kam der Heilstätte zugute; musikalisch-deklamatorische Abende bereicherten nicht nur das gesellschaftliche Leben in der Kurstadt, die damit verbundenen Einnahmen dienten auch der Finanzierung des Kinderheims. Im Ort ansässige Bäcker und Metzger versorgten die dort untergebrachten Kinder mit den nötigen Lebensmitteln und Reichenhaller Kuranstaltbesitzer ermöglichten ihnen die kostenlose Anwendung der für sie so wichtigen Solebäder.

Nach sechs Jahren mehr als 90 Genesene

Die Zahl der Kinder, vor allem aus den Großstädten München, Augsburg und Nürnberg, stieg kontinuierlich an. Bereits sechs Jahre nach der Eröffnung des von Hofrat Schmid zusammen mit seiner Ehefrau Wilhelmine und zwei Krankenschwestern geleiteten Heims hatten mehr als 90 Kinder in der inzwischen auf vier Zimmer erweiterten Villa Brunnschmidt Genesung gefunden. Doch wurde bei der wachsenden Anzahl der Patienten ein Umzug in ein geräumigeres, in der heutigen Kurfürstenstraße 22 gelegenes Gebäude nötig. Weiterhin bestand kein Mangel an Spenden, es erwies sich vielmehr als ein Anliegen der Reichenhaller Einwohnerschaft, teilweise auch dankbarer Patienten Dr. Schmid, das Kinderheim finanziell zu fördern. Dank dieser lukrativen Unterstützung konnte das neue Anwesen sogar um einen großzügig angelegten Garten samt Spielplatz erweitert werden.

Im Jahr 1906 übertrug der damals 60-jährige Hofrat Schmid seinem Sohn Heinrich, ebenfalls Arzt, die Leitung des von ihm gegründeten Heims. Dessen Weiterbestehen sollte allerdings acht Jahre später der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhindern. Dr. Heinrich Schmid sah sich veranlasst, die Räumlichkeiten der einstigen Heilstätte als ein damals dringend benötigtes, vom Reichenhaller Frauenverein betreutes Lazarett zur Verfügung zu stellen. Die Anstalt nach 1918 wiederzubeleben, in der im Lauf der Jahre immerhin mehr als tausend Kinder eine deutliche Linderung ihrer Beschwerden gefunden hatten, ließ die materielle Not der Nachkriegsjahre nicht mehr zu.

Vor allem als Gründer der ersten Reichenhaller Kinderheilstätte blieb Adolf Schmid in Erinnerung. Weil er darüber hinaus aber auch für neue Akzente im örtlichen Kurwesen sorgte und sich zudem als engagierter Kirchenverwalter für die Belange der damals immer größer werdenden protestantischen Kirchengemeinde einsetzte, rückte er in die Reihe der verdienstvollen Ehrenbürger der Stadt auf. Dank seiner Initiative bereicherten künftig auch hydrotherapeutische Maßnahmen, immerhin eine der ältesten medizinischen Behandlungsmethoden, das Reichenhaller Kurgeschehen. Vorwiegend mit Kaltwassergüssen, nach Kneippscher Manier, versuchte Schmid zusammen mit anderen Ärzten in der Reyherischen Kuranstalt – heute ein Nebengebäude des Café Reber – den verschiedensten Leiden seiner Patienten beizukommen.

Als Protestant trieb er den Bau einer Kirche voran

Und in seiner Eigenschaft als Vorstand der evangelischen Kirchenverwaltung von 1876 bis 1878 trieb er energisch den Bau einer eigenen protestantischen Kirche voran, ein Projekt, das wenige Jahre später tatsächlich realisiert werden konnte.

Die Palette der Interessen des königl. Hofrats war weit gespannt. Schon seit dem Jahr 1880 hatte der Vielbeschäftigte die Wintermonate fast regelmäßig in München verbracht, wo er im Umfeld Hugo von Ziemssens in einer Reihe von Vorträgen und Publikationen zu den verschiedensten medizinisch-wissenschaftlichen Themen Stellung bezog. Dr. Schmid's Empathie für sozial Benachteiligte – wohl ein für ihn charakteristischer Wesenszug, wie er sich ja auch Jahre später bei seinem Einsatz für das Reichenhaller Kinderheim zeigen sollte – ließ sich schon während seiner Münchner Wintermonate erkennen. Als seinerzeit die umstrittene Errichtung von Volkshelstätten für Lungenkranke den medizinischen Diskurs bestimmte, erwies sich Dr. Schmid als erklärter Befürworter solcher Anstalten. Für unbemittelte Lungenkranke müsse gesorgt werden; denn – so Schmid – „der Aufenthalt in Curorten und geschlossenen Anstalten ist bisher leider ein Vorrecht der Besitzenden“. Mit seinem Plädoyer für Volkshelstätten stand er freilich in krassem Gegensatz zu den Erkenntnissen seines Reichenhaller Kollegen Dr. Georg Cornet, der die therapeutische Effektivität solcher Anstalten entschieden infrage stellte.

Doch unbestritten dürfte Schmid's herausragende Leistung „die von ihm ins Leben berufene Kinderheilstätte gewesen sein, eine rein charitative Anstalt ... , die der Bevölkerung des ganzen Landes, insbesondere den notleidenden Kindern der Städte zugutekommt.“ Mit diesen Worten würdigte Prof. Oskar Eversbusch, Direktor der Münchner Universitäts-Augenklinik, in einem 1909 erschienenen Nachruf in der „Berliner klinischen Wochenschrift“ das Wirken des mit ihm seit ihrer Erlanger Jugendzeit befreundeten Dr. Adolf Schmid.

Am 14. Dezember 1908 war Hofrat Schmid in Berlin gestorben. Seine Grabstätte befindet sich auf dem Reichenhaller Friedhof St. Zeno.

Quellen:

„Der Grenzbote“, 1908
Körner, Anton: Das erste Kinderheim in Reichenhall, 1962,
„Münchener Medicinische Wochenschrift“, 1887,
„Berliner klinische Wochenschrift“, 1909,
Lang, Johannes: Geschichte von Bad Reichenhall, 2009.

Ein sagenumwobenes Gotteshaus

Vor 500 Jahren, am Michaelitag des Jahres 1521, wurde sie geweiht: **die Kirche auf „freiem Feld“ in Feldkirchen bei Ainring.** Noch heute lässt sich ihre einstige Bedeutung als Wallfahrtskirche erkennen.

Von *Andreas Hirsch*

Zu den herausragenden Ausstellungsstücken des Reichenhallmuseums gehört ein so genanntes Goldblattkreuz, das der Bad Reichenhaller Archäologe Josef Maurer 1904 in Feldkirchen entdeckte. Das Kreuz befand sich in einem Grab eines großen bajuwarischen Reihengraberfeldes, das nordwestlich der Straße zwischen der Kirche und dem Feldkirchener Schulhaus lag. Das in die erste Hälfte des 7. Jahrhunderts datierte Kreuz deutet darauf hin, dass das Christentum, welches zu Ende des Römischen Imperiums Staatsreligion war, im frühen Mittelalter wohl in bescheidenem Ausmaß weiter existierte. (Erst mit der Ankunft des heiligen Rupert in Salzburg im Jahr 696 begann dann eine durchgreifende Missionierung der Bajuwaren in unserer Region.)

Wegen des Goldblattkreuzes erscheint in Feldkirchen eine Siedlungskontinuität als möglich. Ob sich dort bereits zu dieser Zeit eine Kirche befand, lässt sich jedoch nicht beantworten. Beim Einbau einer Kirchenheizung im Jahr 1970 fand man unter dem Fußboden Mauerzüge, die leider nicht bauhistorisch untersucht wurden. Vermutlich handelt es sich dabei um Fundamente eines romanischen und des gotischen Vorgängerbauwerks.

Der Ortsname „Veltkirchen“ erscheint um 1300 erstmals urkundlich und weist auf eine Kirche auf freiem Feld hin. Schon zuvor muss das Gotteshaus eine gewisse Bedeutung besessen haben, sonst wäre das Dorf nicht nach ihm benannt worden. Erzbischof Pilgrim II. von Puchheim verlieh der Kirche 1375 einen Ablass, der den Stellenwert des Gotteshauses als Wallfahrtskirche belegt. „Weillen aber besagtes Gottshaus wegen grossen Zulauff des Volkhs Zu khlain“ wurde, errichtete man um 1420 eine neue gotische Kirche, die Weihbischof Engelmar Chrell (1399 – 1422) weihte.

Der beständige Zustrom von Wallfahrern zur Mutter Gottes in Feldkirchen schuf die finanziellen Voraussetzungen, um ab 1516 – nur knapp ein Jahrhundert später – eine noch größere Kirche errichten zu können. In der Erzdiözese Salzburg baute man vor allem unter dem tatkräftigen Erzbischof Leonhard von Keutschach (reg. 1495-1519) eine ganze Reihe von Kirchen, was von Historikern als Ausdruck spätmittelalterlicher Frömmigkeit und des Selbstbewusstseins der Gläubigen angesehen wird. Dies führte zur letzten Blüte spätgotischer Baukunst in der Erzdiözese Salzburg, an der die einheimischen Baumeister Christian Inzinger und sein Sohn Peter Inzinger ihren Anteil haben. Peter Inzinger wurde 1484 zusammen mit seinem aus Aufham stammenden Vater Bürger in Salzburg und 1488 als „Hofmaurer“ vom Erzbischof eingestellt. Beide waren in Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden tätig.

Peter Inzinger plante 1507 die Einwölbung der Stiftskirche Nonnberg in Salzburg, 1515 den Neubau des Chors der Pfarrkirche in Rauris und den Umbau der Stiftskirche St. Zeno nach dem Brand von 1512 (vollendet 1520) Zugeschrieben werden ihm die Margarethenkapelle im Petersfriedhof zu Salzburg um 1491, die St.-Johannes-Kirche in Petting, (1493), die Frauenkirche am Anger (Franziskanerkirche) zu Berchtes-



Die Ansicht des Gotteshauses von Süden aus. Links ist die Stützmauer des Turms zu erkennen.



Das beleidete Gnadenbild schwebt über Kirche und Wallfahrern, Kupferstich 18. Jahrhundert.

gaden (1519) sowie die Kirche Mariae Geburt in Piding (um 1519). Welcher Baumeister für den Bau in Feldkirchen verantwortlich zeichnete, ist leider nicht bekannt.

Am Tag des heiligen Michael (29. September) 1521 erfolgte die Weihe durch den Bischof von Chiemsee und Salzburger Weihbischof Berthold Pürstinger. Von der damals neu geschaffenen spätgotischen Kircheneinrichtung haben sich bis heute das Gnadenbild (die sitzende Mutter Gottes auf dem Hochaltar), ein Relief, das den Tod Marias umgeben von elf Aposteln darstellt, und eine Figur des heiligen Leonhard (auf dem Schalldeckel der Kanzel) erhalten. Jahrzehnte später ist das Feldkirchener Gotteshaus in die heimische Sagenwelt eingegangen: Es gehört zu jenen Kirchen, die der Reichenhaller Stadtschreibergehilfe Lazarus Gitschner zusammen mit den Bewohnern des Untersbergs während nächtlicher Wallfahrten besucht und dort die Heilige Messe feiert. Auf die um 1558 vermutlich von einem Chorherrn des Stifts St. Zeno verfasste Geschichte des Lazarus Gitschner im Untersberg gehen sämtliche Untersbergsagen zurück.

Turmerhöhung schafft Probleme

Den Turm der alten Kirche hatte man unverändert in den Neubau übernommen, weshalb er im Verhältnis zum neuen Langhaus viel zu niedrig wirkte. Dieser Bauzustand ist auf den Feldkirchener Mirakeltafeln zu sehen, die ursprünglich im Altarraum der Kir-

che hingen und heute im Reichenhallmuseum besichtigt werden können. Die beiden Tafeln zeigen nebeneinander je sieben mit Inschriften versehene Votivbilder, die Gebetserhörungen darstellen. Der Mirakelzyklus stammt aus der Zeit um 1615, als die Wallfahrt nach Jahrzehnten der Stagnation zu neuer Blüte gelangt war.

Durch Verlobung nach Feldkirchen wieder gesund

Das letzte Mirakel (Wunder) der Bilderfolge berichtet von dem erwachsenen Sohn des Ehepaares Gumpinger, der sich wegen einer schweren Krankheit am 17. März 1614 mit einem Opfer nach Feldkirchen verlobte und wieder gesund geworden ist. Die Eltern des Votanten veranlassten im Jahr darauf die Schaffung des Bilderzyklus. Als Inhaber der Wirtstaverne von Feldkirchen profitierten sie darüber hinaus ebenso von einem Zulauf an Wallfahrern, wie das Gotteshaus selbst. Die Bilder zeigen Trachten, Hausformen und Mobiliare der Region zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Mehrere der in Wort und Bild wiedergegebenen Mirakel sind datiert, sie ereigneten sich im Zeitraum zwischen 1512 bis 1615.

Eine geplante Erhöhung des zu niedrigen Kirchturms kam zunächst wohl wegen des Salzburger Bauernkrieges (ab 1525) nicht zustande. Auch Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau (reg. 1587-1612) wollte den Turm in eine mit dem Kirchengebäude harmonisierende Gestalt bringen, wurde aber vor der Realisierung abgesetzt.



Der prächtige Innenraum der ehemaligen Wallfahrtskirche Mariae Himmelfahrt. – Fotos: Andreas Hirsch



Mirakeltafel von 1615 mit Abbildung der Kirche vor der Erhöhung des Turms.

Die Zeit danach war wegen der angespannten politischen Situation durch den Dreißigjährigen Krieg für eine derartige Baumaßnahme wenig geeignet.

Erst 1656 bis 1659 gelang der Umbau des Turms in jene Gestalt, wie er sich heute noch zeigt. Die dazu nötigen Tuffquadere stammten aus einem Steinbruch bei Allmoning südlich von Tittmoning und wurden durch Laufener Schiffer salz- und saalachaufwärts befördert. Der Turm wurde um zwei Geschoße und einen achteckigen Aufsatz samt Zwiebelkuppel erhöht. Zum Abschluss der Arbeiten strich man die Holzschindeln der Kuppel mit grüner Farbe, um eine Kupferindeckung zu imitieren. Bereits zwei Jahre später aber stellte sich heraus, dass der untere Teil des Turms dem Druck der neuen oberen Geschoße nicht standhielt und drohte einzustürzen.

Der Hofmaurermeister Hans Nußdorfer errichtete daraufhin mit Handwerkern, die nicht am vorangegangenen Turmbau beteiligt waren, eine Stützmauer an der Westseite des Turms, die sich bis zum heutigen Tag bewährt.

Das Kircheninnere wurde in der Zeit des Barock an den neuen Zeitgeschmack angepasst. Um 1640 stellte man den jetzigen prächtigen Hochaltar auf, in den das in barocke Fassung gebrachte Gnadenbild übernommen wurde und 1706 bis 1709 wurden die Seitenaltäre geschaffen, für welche der Reichenhaller Bildhauer Johann Schweiger (1654-1734) die Figuren schnitzte. Die gotischen Gewölberippen wurden abgeschlagen. Bei einer Renovierung im Jahr 1880 wollte man wieder einen

gotischen Raumeindruck erzeugen und brachte gemalte Rippen an, die jedoch nicht der ursprünglichen Gewölbefigurierung entsprechen.

Wallfahrt des Adels und der hohen Geistlichkeit

Der von Erzbischof Pilgrim II. im Jahr 1375 verliehene Ablass ist der früheste Hinweis auf ein Wallfahrtsgeschehen in Feldkirchen, welches damit zu den älteren Gnadenstätten der Region zählt. Feldkirchen wurde zur Hauswallfahrt der Gläubigen aus der Stadt Salzburg und zu einer der bevorzugten Gnadenstätten der hohen Geistlichkeit sowie des Bürgertums und erst im 18. Jahrhundert durch Maria Plain und Maria Kirchental abgelöst. Neben den bereits erwähnten Mirakeltafeln, die von Votanten aus dem bäuerlichen Lebensbereich der Umgebung berichten, belegt das so genannte „Schankungsbuch zu Unserer Lieben Frau zu Feldkirchen“, Wallfahrer des gehobenen Bürgertums und des Adels bis hin zum Erzbischof. Das Buch verzeichnet Zuwendungen an die Wallfahrtskirche im Zeitraum zwischen 1586 und 1725. Es wurden in erster Linie Paramente (Textilien für den kirchlichen Gebrauch, z.B. Messgewänder) und liturgische Geräte gestiftet. So überließ Erzbischof Georg von Kuenburg 1586 unter anderem vier Messingleuchter und ein Altartuch der Kirche. Als weitere Stifter sind unter anderem verzeichnet die Gewerke (Betreiber) der Annahütte in Hammerau und der

Pfleger zu Staufenneck, Longinus Walter von Walterswill. Zwei zinnerne Leuchter, ein silbernes Kreuzifix, ein Altartuch, ein Messgewand und ein Antependium (Tuch, das an der Vorderseite des Altartisches hängt) stiftete Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau 1605. Vornehme Damen von Adel schenkten „Röckhl“ zum Bekleiden des Gnadenbilds aus erlesenen Stoffen und Perlenketten, die der Mutter Gottes umgehängt wurden.

Der Dompropst Johann Baptist Graf von Lodron stiftete 1679 „einen rotseidenen gebluemt und mit Köstlichen Spizen gezierten Rokh für Unser L. Frauen bildtns und ainen dergleichen für das Kindlain.“ Mehrmals schenkten Gläubige textile Baldachine, die als Hintergrund für das Gnadenbild auf dem Hochaltar Verwendung fanden. Auch gut betuchte Gewerbetreibende traten als Stifter auf, darunter 1676 Katharina Käser, Bierbräuin von Reichenhall, die ein silbernes Herz übergab und Agnes Greppinger, Müllnerin zu Reichenhall (1706), welche „ein Silbernen vergoldten gürtl“ spendete.

Durch die Stiftungen hatte sich im Laufe der Zeit ein reicher Bestand von Textilien angesammelt. Ein Inventarverzeichnis aus dem Jahr 1670 listet 16 Mäntel für Maria und 27 Gewänder für das Jesuskind auf, dazu elf Schleier für die Gottesmutter und vier Krägen für das Kind. Für die Gestaltung des Hintergrundes der Madonna konnte man zwischen vier verschiedenen Baldachinen wählen. Das Gnadenbild selbst wurde – wie in der Barockzeit üblich – mit verschiedenen, farblich der Liturgie entsprechenden Mänteln bekleidet. Zusätzlich behängte man es mit gestifteten Preziosen, wie silbernen Herzen, Rosenkränzen und Ketten. In zwei Schreinen, die sich in der Kirche befanden, bewahrte man wertvolle silberne Votivgaben auf, die auf verschiedene Gebrechen der Votanten hinwiesen. Dazu gehörten Augenpaare, Gebärmuttervotive in Form einer Kröte, Lungendarstellungen und Arme.

Im Zeitalter der Aufklärung zu Ende des 18. Jahrhunderts erfolgte ein Niedergang des Wallfahrtsgeschehens. Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo (reg. 1772-1803) trieb als eifriger Aufklärer kirchliche Reformen voran und schränkte Bittgänge und Wallfahrten immer weiter ein. Nach einer Visitation des Dekanates Teisendorf im Jahr 1789 sollten Votivbilder und -gaben aus den Kirchen entfernt werden, was in Feldkirchen offenbar nicht umgesetzt wurde. Denn bei einer weiteren Visitation 1794 heißt es: „Zu Feldkirchen ist das Gotteshaus immer noch mit zu vielen Tafelleyen und Statuen mehr überladen als ausgezürt.“

Im Zuge einer Ausweißung der Kirche wurden die Gegenstände dann abgenommen und nicht wieder angebracht. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts sank das Wallfahrtsgeschehen bis zur Bedeutungslosigkeit herab. Bis heute jedoch lässt die für den kleinen Ort ungewöhnlich stattliche und prächtig ausgestattete Kirche ihren einstigen Stellenwert als Gnadenstätte erkennen.

Quellen:

Angerer der Jüngere, Johannes Lang, Sagenbuch des Reichenhaller Landes, Bad Reichenhall, 2018

Hans Roth, Die Kirchen der Gemeinde Ainring, in: Gemeinde Ainring (Hg.): Ainring Heimatbuch, 1990.

Günther E. Thüry, Heimatbuch Ainring, Archäologie, von der Steinzeit bis zum Mittelalter, Ainring 2012.

www.reichenhallmuseum.de/sammlung/objektgeschichten/mirakeltafeln

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „BGL-Medien und Druck GmbH & Co KG“, Bad Reichenhall.